

Andrea Kittel

Herd und Himmel – Weib und Seele **Praxisbericht über zwei Ausstellungen**

Das Landeskirchliche Museum in Ludwigsburg¹ zeigte in den Jahren 1997/98 die Doppelausstellung Herd und Himmel/Weib und Seele. Mit diesem Ausstellungsprojekt war ein längst fälliges Thema in der Kirchengeschichte aufgegriffen worden: Die Geschichte der Frauen im evangelischen Württemberg.

Bei den vorbereitenden Recherchen sah sich das Museumsteam immer wieder mit Aussagen von Frauen in Kirchengemeinden und Frauenverbänden konfrontiert: „Wir württembergischen Protestantinnen haben keine Geschichte!“, oder: „Wir sehen unsere Wurzeln nicht, aber wir brauchen sie für unsere Identität!“

Das Ausstellungsprojekt des Landeskirchlichen Museums wollte mit einer kultur- und sozialhistorischen Ausstellung dazu beitragen, die Geschichte evangelisch geprägter Frauen sichtbar zu machen, leere Flächen in der Historiographie zu füllen, aber auch Anstöße für weiter reichende Untersuchungen zu geben.

Was als einjähriges Projekt geplant war – wurde angesichts der Fülle des Materials – bald erweitert und auf zwei Jahre verteilt.

Uns war bewusst, dass Frauen keine gesellschaftlich homogene Gruppe bilden, dass Lebensalter, Familienstand, Schichtzugehörigkeit sowie das religiöse und kulturelle Umfeld Frauenleben prägen. Trotzdem wollten wir das Thema möglichst umfassend anpacken: Von der Reformation bis heute sollte Alltagswelten und Mentalitäten nachgespürt werden. Herausragende Frauengestalten sollten ebenso wie die eher im Stillen Wirkenden thematisiert werden.

Ich möchte kurz einige Voraussetzungen umreißen, die zu unserer Konzeption geführt haben.

Frauen in der Kirche

Frauen waren in der Kirchengeschichte lange kein Thema. Nur vereinzelt, in Form von erbaulichen, hagiographischen Lebensbeschreibungen, wurde christliches Handeln von Frauen dokumentiert. Bei diesen Schriften stand allerdings nur zu deutlich die belehrende Zielsetzung im Vordergrund und die Absicht, den Normen vorbildhaften Verhal-

¹ Das Museum befindet sich seit 1994 in der Ludwigsburger Friedenskirche, einer ehemaligen Garnisonskirche. Das Konzept sieht jährliche Wechselausstellungen aus dem Bereich Kirche und Kultur vor.

tens ein Denkmal zu setzen. Von den Frauen selbst und den Sinnzuschreibungen, die sie ihrem Leben gaben, erfuhren wir dabei weit weniger.

Nach den Quellen konnte der Eindruck entstehen, die Kirchengeschichte habe ohne die Frauen stattgefunden. Und das, obwohl seit dem 19. Jahrhundert Frauen in zunehmendem Maße zu den Trägerinnen von Religion und Moral wurden, als sich bei den Männern verstärkt Aspekte des gesellschaftlichen Säkularisierungsprozesses durchsetzten.

Die Überlieferung und Weitergabe von religiösem Wissen und Glaubenspraktiken war allerdings nur auf informeller Ebene Sache der Frauen geworden. In der Institution Kirche blieb sie noch lange Zeit – bis weit ins 20. Jahrhundert – den Männern vorbehalten.

Im Protestantismus ist „das Wort“ wesentlich für die Verbindung zu Gott. Der Zugang zum Wort und seine Auslegung waren unter den Geschlechtern jedoch ungleich verteilt. Wort und Lehre blieben traditionelle Domänen von Männern. Von den kirchlichen Funktionen ausgeschlossen, waren Frauen auf die Rolle der Zuhörerinnen festgelegt und wurden dazu angehalten, ihren Glauben eher im Stillen zu leben. Daher wird Frauenglaube vielfach mit Schweigen, Unterordnung und nach innen gekehrter Frömmigkeit assoziiert.² Der wortzentrierte (männliche) Zugang zu Gott, die Dominanz des Willens über die Gefühle, die Unterordnung des Körpers unter den Geist stigmatisierten zwangsläufig un- oder nebenorthodoxe Glaubensformen und drängten vor allem weibliche Traditionen religiöser Weltbewältigung in den Hintergrund bzw. in den Untergrund.

Grundlegend für das Ausstellungskonzept waren die Fragen: Wo und wie lebten Frauen ihren Glauben? Wie gestalteten (und gestalten) Frauen ihren Glauben in einer von Männern geprägten Kirche?

Kreatives Umgestalten

Bei unseren Recherchen war an vielen Beispielen zu sehen, dass Frauen den offiziell gebotenen Glaubensformen oft einen eigenen Ausdruck verliehen und diese Vorgaben innerhalb der bestehenden Grenzen kreativ umgestalteten.

Von höherer Bildung und kirchlichen Ämtern ausgeschlossen, mussten sich Frauen für den Ausdruck ihrer religiösen Gedanken und Empfindungen anderer Mittel und Medien als Männer bedienen. So verwundert nicht, dass gerade in der frühen pietistischen Bewegung mit

² Vgl. Elisabeth Moltmann-Wendel: Einleitung, in: dies. (Hg.): Frau und Religion. Gotteserfahrungen im Patriarchat, Frankfurt a.M. 1983, S. 11ff.

ihrer Betonung der Subjektivität und des Gefühls Frauen großen Raum einnahmen. Vor allem enthusiastisch religiöse Gruppierungen, spiritualistische Gemeinschaften und Erweckungsbewegungen hatten starken Zulauf von Frauen. Stellten sie doch kirchliche Autoritäten – und damit staatlich-kirchliche Strukturen – infrage und propagierten die Verwirklichung einer selbstverantworteten frommen Lebenspraxis. Dies war ein Anspruch, der auch von Frauen zu realisieren war und ihnen die Möglichkeit bot, aktiv in der Gemeinschaft mitzuwirken.

Ein Terrain, das Frauen ohne große Anfechtungen okkupieren durften, war die gefühlsmäßige Seite der Religion. Schon im frühen Pietismus wurde der weiblichen Empfindungsfrömmigkeit ein unmittelbarer Zugang zu Gott attestiert. Frauen nutzten diesen zugestandenen Bereich, um – je nach gesellschaftlichem und historischem Kontext – hingebungsvoll zu beten, mystische Gedichte zu verfassen oder Armen und Kranken zu helfen.

Für dieses kreative Umgestalten der offiziell gebotenen Glaubensformen durch Frauen möchte ich Beispiele aus verschiedenen Epochen nennen:

Beata Sturm (1682–1730), eine fromme Pietistin, wählte für ihre Zwiessprache mit Gott die ungewöhnliche Form des öffentlichen Betens. Manchmal betete sie viele Stunden lang und Hunderte von Menschen versammelten sich und hörten ihr zu. Sie betete für einzelne Sünder, für die Gemeinde, für's Vaterland und übte Kritik an der württembergischen Regierung und der französischen Besatzung. Als Frau war es Beata Sturm verboten zu predigen, so bediente sie sich der „weiblichen“ Gattung des Gebets, um persönliche Anliegen zu formulieren und gesellschaftliche Zustände anzuprangern. Obwohl ihre öffentlichen Glaubensbekenntnisse in die patriarchalisch geprägten Kategorien von Sünde und Schuld hineingezwängt waren, verliehen sie ihr doch eine eigene Stimme und erlaubten ihr die Entfaltung ihrer Subjektivität.³

Im 19. Jahrhundert, einer Zeit, in der die alten Vorstellungen von den inneren Werten der Frau – Liebe, Gefühl, Passivität, Hingebung – neu belebt wurden, war es Frauen möglich, religiöse Aufbrüche mit neuem sozialen Handeln zu verbinden.

³ Vgl. Blackwell, Jeanine: Herzensgespräche mit Gott. Bekenntnisse deutscher Pietistinnen im 17. Jahrhundert, in: Gisela Brinker-Gabler (Hg.): Deutsche Literatur von Frauen vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert, München 1988, S. 284. Zu Beata Sturm siehe auch Schlientz, Gisela: Die Heilige und die weibliche Schrift. Selbstzeugnisse württembergischer Pietistinnen, in: Herd und Himmel. Frauen im evangelischen Württemberg. Katalog zur Ausstellung im Landeskirchlichen Museum, Ludwigsburg 1997, S. 159–168.

Innerhalb der Konventionen von Ehe und pietistischem Glauben bot sich jungen Frauen die Gelegenheit, als Braut eines Missionars die engen Grenzen ihrer Heimat zu verlassen und dem „Herrn in der Mission zu dienen“. So ähnlich drückte sich beispielsweise die 20-jährige Rosina Binder aus, als sie 1846 dem Heiratsantrag des ihr unbekanntem Missionars Georg Widmann zustimmte und ihm an Westafrikas Goldküste folgte. Ohne spezielle Ausbildung, aber in vollem Bewusstsein, dass dort zahlreiche Aufgaben auf sie warteten und dass die Mission absoluten Vorrang vor der eigenen Familie haben werde, verließ die junge Frau ihr Heimatdorf und reiste dem „Ziel ihrer Bestimmung“ mutig entgegen. Kraft und Mut bezog sie aus ihrer innigen Beziehung zu Jesus, die sie in Krisensituationen immer wiederherzustellen verstand. „Ich hatte Stoff und Ursache genug meinen Heiland zu umfassen (...) und legte mich ziemlich getrost in seine Arme.“ So und ähnlich schrieb sie darüber in ihrem Tagebuch, dem sie während der Schiffsreise in die „fremde Heimat“ ihre Hoffnungen und Zweifel anvertraute. Rosina Binders Tagebuch stellt eines der seltenen historischen Selbstzeugnisse von Frauen dar, die Aufschluss über weibliche Glaubenshorizonte vermitteln.⁴

Konzept unserer Ausstellung war es, an einzelnen Beispielen aufzuzeigen, wie Frauen den ihnen gesteckten Rahmen ausfüllten, ihren Handlungsspielraum ausweiteten oder ihn gar zu sprengen vermochten.

Ziel war es, den kreativen Umgang mit Grenzen, das Finden von Schlupflöchern und das Erobern von Freiräumen aufzuzeigen und anhand ausgewählter Beispiele zu repräsentieren. Die Grenzen, innerhalb derer Frauen agieren konnten, waren Prüfungen für ihre Geduld und Anpassungsfähigkeit, aber auch für ihren Mut und ihr Durchsetzungsvermögen, wenn sie die Grenzen zu sprengen vermochten.

Dieses Wandeln, Pendeln, Stillhalten, Verstecken und Heraustreten sollte die Besucherinnen und Besucher auch räumlich – beim Gang durch die Ausstellung – begleiten.

Museale Umsetzung – Räume und Textilien

Die entstandene Fülle an Einzelthemen sollte von verschiedenen Betrachtungsebenen aus erschlossen werden. Um die Vielschichtigkeit der Themen nachvollziehbar zu machen, musste für die Ausstellung eine anschauliche Erzählstruktur entwickelt werden.

⁴ Zum Tagebuch der Rosina Binder siehe Andrea Kittel: Aufbruch zu neuen Ufern – Die Schiffsreise in die Mission, in: Der ferne Nächste. Bilder der Mission – Mission der Bilder 1860–1920. Katalog zur Ausstellung im Landeskirchlichen Museum, Ludwigsburg 1996, S. 175–184. Siehe auch Dagmar Konrad: Missionsbräute: Zwischen Bestimmung und Selbstverständnis, in: Herd und Himmel (wie Anm. 3), S. 81–86.

Im ersten Teil der Ausstellung, „Herd und Himmel“, stellten wir den historischen Zusammenhang von kirchlichen Vorstellungen und weiblichem Alltag in Haus und Gemeinde in den Mittelpunkt.

In einem ersten Schritt wurden Einblicke in die konkrete Lebenssituation von Frauen gewährt. Menschliche Elementarerfahrungen wie Geburt, Adoleszenz, Alter und Tod wurden in ihren geschlechtsspezifischen kulturellen Ausformungen gezeigt: Taufe, Konfirmation, Tugendbildung, Schulbildung, Hochzeit, Mütterlichkeit.

In einem zweiten Schritt wurden Aktivitäten von Frauen im öffentlichen Leben nachvollzogen. Aktivitäten, die wir unter das Motto „Tätig für das Reich Gottes“ gestellt haben. Dabei wird die Rolle, die Frauen in Kirche, Gemeinde oder in der Wohltätigkeit gespielt haben ebenso thematisiert wie ihr Wortergreifen in Rede und Schrift.

Der 1998 folgende zweite Teil des Projekts „Weib und Seele“ legte den Schwerpunkt auf die geistigen und geistlichen Themen und versucht der Frage nach spezifisch weiblichen Glaubensformen, Glaubenselementen und Glaubensstrukturen in Geschichte und Gegenwart nachzugehen.

Geschichte ausstellen heißt, Dinge, die etwas zu erzählen haben, zum Sprechen zu bringen.

Auf der Suche nach Exponaten mussten wir bald feststellen, dass sich auch in der Dingwelt Frauengeschichte wenig niedergeschlagen hatte. Frauen schienen sich zu einem Großteil mit Vergänglichem beschäftigt zu haben, oder mit Alltäglichem, das es nicht wert war aufbewahrt zu werden, oder gar in einem Archiv gehütet zu werden. Unter dem, was wir gefunden haben, waren recht häufig Gegenstände, die aus Stoff bestanden: Schürzen, Hüte, Hauben oder Nähproben, Weißzeug, gestickte Sinnsprüche oder Paramente. Textilien scheinen das Frausein begleitet zu haben. Textilien boten sich daher als durchgehende Exponaten-Gattung an, die – in verschiedenen Kontexten auftauchend – subtile Verbindungen zwischen den Ausstellungseinheiten herstellen.

In der Ausstellungsarchitektur haben wir das Thema Textilien ebenfalls aufgegriffen und als Ausdrucksmittel eingesetzt. Die sieben Hauptthemen im ersten Teil der Ausstellung wurden in Stoff umhüllten Großkuben gezeigt. Innerhalb der Kuben wurden ausschnittthaft verschiedene, auf das jeweilige Thema bezogene Einblicke in die Geschichte gewährt. Die Gestaltung der Räume war dabei selbst schon Deutung. Es entstanden Freiräume, Nischen, Gefängnisse oder heimelige Stuben.

Die Ausstellungsarchitektur sollte sicht- und greifbar werden lassen, was die Historikerin Karin Hausen gedanklich als Erkenntnisinstrument für die historische Frauenforschung vorgeschlagen hat: Um eingefahrene Denkraster in der Geschichte aufzubrechen, ist es sinnvoll, von Denk- und Handlungsräumen auszugehen, in denen Frauen ihren Einfluss zur Geltung brachten. Diese gedachten Räume können für vielschichtige Bestimmungen und Deutungen offen gehalten werden.

Stoffe haben die Eigenschaft, dass man mit ihnen gleichzeitig etwas verhüllen und dem Blick dennoch preisgeben oder es nur erahnen lassen kann. Sie können transparent sein, dicht, geschichtet, gerafft, gespannt, weich fließend oder wehend.

Mit dem gezielten Einsatz von Stoffen in der Ausstellung versuchten wir, den Blick bewusst auf Frauen zu lenken. So waren etwa transparente Gazebahnen vor verschiedene Epitaphien gespannt, auf denen Pfarrfamilien abgebildet waren. Ein Ausschnitt im Stoff fokussierte die Pfarrfrau, die dadurch in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt wurde, ohne dabei ihren sozialen Kontext auszublenden.

In Bezugnahme auf die stoffbespannten Kuben von „Herd und Himmel“ im oberen Bereich, zog die Gestaltung bei „Weib und Seele“ einen imaginären, nur aus der Vogelperspektive erkennbaren Großkubus um das Kirchenschiff im Erdgeschoss. Die Wände schirmten nicht radikal ab, sondern ließen immer wieder Ein- und Ausblicke zu und boten Durchgänge zwischen Seitenschiffen und Kirchenschiff. Die einzelnen Themen ließen sich dadurch unter zwei ganz verschiedenen Aspekten erschließen: Die dem Kirchenschiff zugewandte äußere und hellere Seite zeigte die kirchlichen Sichtweisen, präsentiert aber auch das, was Frauen in die Kirche eingebracht haben. Der andere, den Seitenwänden zugewandte innere und dunklere Teil stellte den verborgeneren, inoffiziellen Bereich dar, der sich auf private Frömmigkeitsformen von Frauen und deren individuelle Ausformungen bezieht – ja sogar auf unorthodoxe Glaubenspraktiken, die im Widerspruch zur Amtskirche standen. Die thematisch gegliederten Abteilungen gruppieren sich so zu einem Rundgang, der teilweise labyrinthische Formen annehmen konnte.

Reaktionen

Das Ausstellungskonzept rückte die individuellen und kollektiven Sinnzuschreibungen der Frauen in den Mittelpunkt ohne dabei die den Frauen gesteckten Grenzen aus dem Blick zu verlieren. Bilder, Symbole und Reglementierungen wurden von der Männerkirche entworfen und durchgesetzt und prägten die religiösen Identitäten von Frauen.

Die religiöse Geschichte von Frauen kann nur erschlossen werden, wenn Frauen in ihrem historischen, sozialen und kulturellen Umfeld

wahrgenommen und ernst genommen werden, sie nicht von vornherein als Opfer, sondern als Handelnde gesehen werden – und zwar innerhalb ihres jeweiligen Lebenszusammenhangs, mit dem, was ihnen als Entwicklungspotential möglich ist oder war.

Die Präsenz dieser Grenzen wurden von den AusstellungsbesucherInnen vor allem bei „Weib und Seele“ bemerkt und kommentiert.

Die mit weißen Stoffen umhüllten Großkuben von „Herd und Himmel“ zeigten neben den weiblichen Lebensstationen auch Aufbrüche und Aktivitäten in der Öffentlichkeit, was bei den BesucherInnen in der Mehrzahl Stolz und positive Gefühle auslöste.

Das kräftige Blau und Rot, die Dunkelheit und Enge bei „Weib und Seele“ hingegen, das die kirchlichen und privaten Glaubenshorizonte der Frauen kontrastierte, wurde häufig als bedrückend empfunden. Vielfach löste diese Atmosphäre auch Aggressionen aus. Eine Besucherin brachte am Ende einer Führung zum Ausdruck, sie fühle ihre Wut geradezu körperlich – ihre Wut darüber, in welchen Kämmerchen Frauen ihre Religiosität leben mussten, heimlich, verstummt oder wahnsinnig.

Rund 30.000 BesucherInnen haben die Doppelausstellung Herd und Himmel/Weib und Seele im Landeskirchlichen Museum in Ludwigsburg gesehen.

Das Interesse der Öffentlichkeit an religiöser Frauengeschichte war damit nicht abgebrochen. Eine aus dem Gesamtprojekt hervorgegangene Tafelausstellung ging eineinhalb Jahre lang im monatlichen Turnus auf Wanderschaft in Frauenzentren, Kirchengemeinden und anderen kulturellen Einrichtungen.